

## II.C.10. „Der Text als Modell: hermeneutisches Verstehen“

Der deutsche Text wurde veröffentlicht in:

Walter L. Bühl (Hg.), *Verstehende Soziologie. Grundzüge und Entwicklungstendenzen*, München, Nymphenburger Verlagshandlung, 1972, S. 252-283. Wiederabdruck in: Hans-Georg Gadamer/Gernot Boehm (Hg.), *Seminar: Die Hermeneutik und die Wissenschaften*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, 1978, S. 83-117.

Es handelt sich um die deutsche Übersetzung von:

„The Model of the Text: Meaningful Action Considered as a Text“ (II.B.38.), in: *Social Research* 83/3 (1971), S. 529-562.

Der englischsprachige Text wurde mehrmals wieder abgedruckt.

Die amerikanische Fassung beruht auf dem französischen Text „Le texte comme modèle. L'action sensée considérée comme un texte“, den Ricœur erst 1986 in dem Aufsatzband *Du texte à l'action. Essais d'herméneutique II* (I.A.15.), Paris, Seuil, 1986, S. 183-211 veröffentlichte. Die amerikanische Fassung ist vermutlich eine Übersetzung des französischen Textes, die nicht von Ricœur stammt.

Die deutsche Übersetzung stammt vom Walter L. Bühl

Der Sammelband *Verstehende Soziologie* bietet eine kleine Anthologie zum fachlichen Profil einer „verstehenden Soziologie“. Nach einer langen Einleitung des Herausgebers (S. 7-75) enthält er Texte von Georg Simmel, Georg Herbert Mead, Alfred Schütz, Max Scheler, Leszek Kolakowski, Werner Sombart, Gerhard Mackenroth, Howard Becker, Paul Ricœur und George Psathas. In seiner Einleitung unterscheidet Bühl zwischen einer alten und einer neuen Verstehenden Soziologie. Ricœur wird also als Vertreter einer Form von Hermeneutik interpretiert, die zur Grundlegung einer neuen Spielart dieser Auffassung von Soziologie geeignet erscheint. Mit seinen eigenen, ursprünglich für die amerikanische Diskussion formulierten Überlegungen schließt Ricœur an Charles Taylors Kritik des Naturalismus und des Behaviorismus an, vgl. insbesondere Charles Taylor, *The Explanation of Behaviour*, New York, Routledge & Paul Kegan, 1964, sowie auf Deutsch: id., *Erklärung und Interpretation in den Wissenschaften vom Menschen*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, 1975.

Der Herausgeber des deutschen Bandes, Walter L. Bühl (1934-2007), war Professor der Soziologie an der Maximilian-Ludwig-Universität in München.

## Der Text als Modell: hermeneutisches Verstehen

Mein Ziel in diesem Aufsatz ist es, eine Hypothese zu überprüfen, die ich kurz erläutern will.

Ich gehe davon aus, daß die primäre Bedeutung des Wortes »Hermeneutik« mit den Regeln zu tun hat, die für die Interpretation von schriftlichen Dokumenten unserer Kultur erforderlich sind. Insofern bleibe ich dem Begriff *Auslegung* treu, wie er von Wilhelm Dilthey gefaßt wurde; während sich der Begriff des *Verstehens* (understanding, comprehension) – auf der Grundlage aller Arten von Zeichen, in denen sich psychisches Leben ausdrückt (*Lebensäußerungen*) – auf die Erfassung all dessen bezieht, was ein fremdes Subjekt meint oder intendiert, ist der Begriff *Auslegung* (interpretation, exegesis) spezifischer: er umfaßt nur eine begrenzte Kategorie von Zeichen, nämlich nur jene, welche schriftlich niedergelegt worden sind – einschließlich allerdings auch aller Arten von Dokumenten und Denkmälern, die in schriftähnlicher Form fixiert worden sind.

Meine Hypothese ist nun die folgende: Wenn sich bei der Interpretation von Texten spezifische Probleme ergeben, weil es sich um Texte und nicht um das gesprochene Wort handelt, und wenn es gerade diese Probleme sind, die die Hermeneutik als solche konstituieren, dann können die Humanwissenschaften hermeneutisch genannt werden (1) insofern ihr *Untersuchungsgegenstand* einige der Züge trägt, die für einen Text als Text kennzeichnend sind, und (2) insofern als ihre *Methodologie* die gleiche Art von Verfahren entwickelt wie sie für die *Auslegung* oder Textinterpretation erforderlich sind.

So sind auch die beiden Hauptfragen, mit denen sich mein Aufsatz beschäftigen wird: 1. Inwieweit können wir das Konzept des Textes als ein gutes Paradigma für das sogenannte Objekt der Sozialwissen-

---

Originaltitel: »The Model of the Text: Meaningful Action Considered as a Text«, in: *Social Research* 38 (1971), S. 529–562. Deutsche Übersetzung durch den Herausgeber.

schaften ansehen? 2. Inwieweit können wir die Methodologie der Textinterpretation als ein Paradigma der Interpretation auf dem Gebiet der Humanwissenschaften im allgemeinen gebrauchen?

### 1. *Das Paradigma des Textes*

Um die Unterscheidung zwischen gesprochener und geschriebener Sprache zu rechtfertigen, möchte ich ein vorläufiges Konzept einführen, das des *Diskurses*. Beim Diskurs kann die Sprache sowohl gesprochen wie geschrieben sein. Aber was ist ein Diskurs?

Wir werden eine Antwort auf diese Frage nicht bei den Logikern suchen, auch nicht bei den Exponenten der linguistischen Philosophie, sondern bei den Linguisten selber. Diskurs ist das Gegenstück zu dem, was die Linguisten Sprachsystem oder linguistischer Kode nennen. Der Diskurs ist Sprachereignis oder Sprachgebrauch. Dieses Paar korrelativer Begriffe – System und Ereignis bzw. Kode und Mitteilung – hat in der Linguistik seit seiner Einführung durch Ferdinand de Saussure und Louis Hjelmslev eine große Rolle gespielt. Der erste sprach von Sprache (*langue*) und Redeweise (*parole*), der zweite von Schema und Sprachgebrauch. Wir können noch das Begriffspaar Sprachkompetenz und Sprachgebrauch (*competence and performance*) in Chomskys Terminologie hinzufügen. Es ist notwendig, die epistemologischen Konsequenzen aus einer solchen Unterscheidung zu ziehen, vor allem die, daß der Linguistik des Diskurses andere Regeln zugrunde liegen als der Linguistik der Sprache als Sprachsystem.

Es ist daher der französische Linguist Emile Benvéniste, der diese Unterscheidung der zwei linguistischen Strukturen am konsequentesten durchgeführt hat. Nach seiner Auffassung sind diese beiden Sprachstrukturen nicht aus den gleichen Einheiten zusammengesetzt. Während das Zeichen (phonetisch oder lexikalisch) die Grundeinheit der Sprache ist, ist der Satz die Grundeinheit des Diskurses. Es ist deshalb gerade die Linguistik des Satzes, die die Theorie der Rede als eines Sprachereignisses begründet. Ich möchte vier Charakteristika dieser Linguistik des Satzes im Auge behalten, die mir es ermöglichen sollen, die Hermeneutik des Sprachereignisses und des Diskurses auszuarbeiten.

Erster Grundzug: Der Diskurs wird immer in der Zeit und in einer bestimmten Gegenwart realisiert, während das Sprachsystem virtuell ist und sozusagen außerhalb der Zeit liegt. Emile Benvéniste nennt dies das »Ereignis des Diskurses«.

Zweiter Grundzug: Während die Sprache kein Subjekt hat – in dem Sinn, daß die Frage »Wer spricht?« hier sinnvoll anwendbar wäre –, ist der Diskurs durch einen komplexen Satz von Indikatoren, wie z. B. Personalpronomen, auf seinen Sprecher zurückbezogen. Wir können sagen, daß das »Ereignis des Diskurses« reflexiv ist.

Dritter Grundzug: Während sich die Zeichen einer Sprache lediglich auf andere Zeichen innerhalb desselben Systems beziehen, und während die Sprache daher einer Welt ebenso ermangelt wie der Zeitlichkeit und Subjektivität, dreht sich der Diskurs immer um etwas Bestimmtes. Er bezieht sich auf eine Welt, die zu beschreiben, auszudrücken oder zu repräsentieren er beansprucht. Die symbolische Funktion der Sprache wird nur im Diskurs aktualisiert.

Vierter Grundzug: Während die Sprache nur die Bedingung der Möglichkeit von Kommunikation, für die sie Kodes bereithält, darstellt, werden im Diskurs wirkliche Mitteilungen ausgetauscht. In diesem Sinn hat allein der Diskurs nicht nur Welt, sondern auch einen Anderen, eine andere Person, einen Gesprächspartner, an den er adressiert ist.

Diese vier Grundzüge zusammengenommen konstituieren die Sprache als Sprachereignis. Es ist anzumerken, daß diese vier Grundzüge erst im Zuge der Überführung einer latenten Sprache in den Diskurs in Erscheinung treten. Eine Kennzeichnung der Sprache als eines Sprachereignisses ist daher dann und nur dann gerechtfertigt, wenn der Prozeß dieser Überführung, durch den unsere sprachliche Kompetenz sich im Sprachgebrauch aktualisiert, sichtbar gemacht werden kann. Aber dieselbe Kennzeichnung ist nicht mehr gerechtfertigt, wenn dieser Ereignischarakter von dieser Problematik der Aktualisierung, wo er zu Recht vorausgesetzt wird, auf eine andere Problematik: die des Verstehens insgesamt, übertragen wird. Was bedeutet es eigentlich, einen Diskurs zu verstehen? Betrachten wir nun, wie verschieden diese vier Grundzüge in der gesprochenen und geschriebenen Sprache aktualisiert werden.

Diskurs gibt es, so stellten wir fest, immer nur als ein zeitliches und gegenwärtiges Ereignis von Diskurs. Aber dieses erste Charakteristikum wird in der gesprochenen und geschriebenen Sprache ganz verschieden verwirklicht. In der gesprochenen Sprache hat das Ereignis des Diskurses den Charakter des Fließens. Das Ereignis taucht auf und entschwindet wieder. Deshalb gibt es hier ein Problem der Fixierung, der Aufzeichnung. Was wir festhalten wollen, ist das, was entschwindet, was vergänglich ist. Wenn wir verallgemeinernd sagen können,

daß man versucht, die Sprache – durch alphabetische Aufzeichnung, durch lexikalische Registrierung und syntaktische Kodifikation – festzuhalten, dann nur um des Diskurses willen. Nur der Diskurs muß festgehalten werden, denn er entschwindet. Das zeitlose Sprachsystem tritt weder in Erscheinung noch entschwindet es; es kommt für sich genommen gar nicht vor. Hier ist der Ort, um sich einen Mythos aus Platos »Phaidon« in Erinnerung zu rufen: Die Schrift wurde dem Menschen gegeben, um der Schwäche des Diskurses abzuhelfen, einer Schwäche, die in seinem Ereignischarakter liegt. Die Gabe der *grammata* – dieses »äußeren« Dinges, dieser »äußeren Zeichen«, dieser sich verkörpernden Entfremdung – sei geradezu »Arznei« für unser Gedächtnis. Der ägyptische König von Theben konnte zwar dem Gott Theuth antworten, daß das Schreiben ein falsches Heilmittel sei, weil es die wirkliche Erinnerung durch materielle Konservierung und die wirkliche Weisheit durch die Ansammlung von leerem Wissen ersetze. Diese Aufzeichnung ist aber, trotz ihrer Gefahren, der Zweck des Diskurses. Was wir durch das Schreiben nun tatsächlich festhalten, ist nicht der Sprachakt, sondern das, was »ausgesagt« worden ist – wobei wir unter dem »Ausgesagten« die gewollte »Äußerung« (exteriorization) verstehen, die für das Ziel des Diskurses konstitutiv ist und durch die das *Sagen* zur *Aus-sage* wird, zur Kundgabe und zum Kundgegebenen. Kurz, was wir schreiben, was wir registrieren, ist das *noema* des Sprechens. Es ist der Bedeutungsgehalt des Sprachereignisses, nicht das Sprachereignis als Ereignis. Was wird nun im Geschriebenen wirklich festgehalten? Wenn es nicht das Sprachereignis ist, dann ist es die Rede selbst, insoweit sie in Worten ausgedrückt worden ist. Aber was heißt: in Worten ausgedrückt?

An dieser Stelle möchte ich annehmen, daß sich die Hermeneutik – wie oben ausgeführt – nicht nur auf die Linguistik berufen kann (auf die Linguistik des Diskurses im Gegensatz zur Linguistik der Sprache), sondern daß sie ebenso die Theorie des Sprechaktes heranziehen muß, wie wir sie bei Austin und Searle ausgearbeitet finden. Nach der Meinung dieser Autoren wird der Sprechakt durch eine Hierarchie von untergeordneten Akten konstituiert, welche auf drei Ebenen zu lokalisieren sind:

1. auf der Ebene des lokutionalen oder propositionalen Aktes, d. h. des Aktes *der* Rede selbst;
2. auf der Ebene des illokutionalen Aktes oder Momentes, d. h. dessen, was wir *in* der Rede tun; und
3. auf der Ebene des perlokutionalen Aktes, d. h. dessen, was wir *durch* die Rede tun.

Im Falle einer Aufforderung, wenn ich dich z. B. bitte, die Tür zu schließen, ist »Schließe die Tür!« der Redeakt. Wenn ich dich aber im Ton eines Befehls (und nicht etwa im Ton einer Bitte) auffordere, macht dies den illokutionalen Charakter der Rede aus. Schließlich kann ich dadurch, daß ich dir diesen Befehl erteile, bestimmte Wirkungen wie Angst hervorrufen. Diese Effekte machen einen Redeakt zu einem Stimulus, der zu bestimmten Reaktionen führt. Das ist der perlokutionale Akt.

Was bedeuten diese Unterscheidungen nun für unser Problem der intentionalen Exteriorisierung, durch welche das Sprachereignis in seiner Bedeutung überhöht und materiell fixierbar wird? Der lokutionale Akt exteriorisiert sich im Satz. Der Satz kann ohne Schwierigkeit identifiziert und als der gleiche Satz wiedererkannt werden. Ein Satz wird eine *Aus-sage* und wird so anderen übermittelt als Satz mit der und der Struktur und der und der Bedeutung. Aber der illokutionale Akt kann ebenso exteriorisiert werden durch grammatikalische Paradigmata (durch Indikativ-, Imperativ- und Konjunktivformen, und durch andere Verfahren, welche geeignet sind, illokutionale Momente auszudrücken), die seine Identifikation und Wiedererkennung ermöglichen. Selbstverständlich wird das illokutionale Moment im mündlichen Diskurs durch Mimik und Gestik und durch die nicht-artikulierten Aspekte des Diskurses, die wir Prosodie nennen, unterstützt. Damit ist das illokutionale Moment in der grammatischen Struktur jedoch weniger gut verankert als die propositionale Bedeutung. Jedenfalls ist ihre Fixierung in einer syntaktischen Struktur selbst wieder an spezifische Paradigmata gebunden, die eine schriftliche Fixierung wenigstens im Prinzip ermöglichen. Ohne Zweifel müssen wir schließlich zugeben, daß der perlokutionale Akt jener Aspekt eines Diskurses ist, der am schlechtesten festzuhalten ist und der vorzugsweise die gesprochene Sprache kennzeichnet. Aber das perlokutionale ist auch das Moment, das das am wenigsten diskursive am Diskurs ist. Es betrifft den Diskurs als Stimulus. Es funktioniert irgendwie unbewußt, durch direkten Einfluß auf die Gefühle und die affektiven Dispositionen, nicht jedoch auf dem Weg über die Kenntnisnahme meiner Intentionen durch den Gesprächspartner. So sind der propositionale Akt, das illokutionale Moment und der perlokutionale Akt in dieser absteigenden Reihenfolge der intentionalen Exteriorisierung zugänglich, wodurch ihre Fixierung im geschriebenen Wort möglich ist.

Für das »Verstehen« ist es daher erforderlich, – über die Bedeutung des Sprechaktes oder über das *noema* des Gesagten hinaus – nicht nur

den Satz (im engeren Sinn des propositionalen Aktes), sondern ebenso das illokutionale Moment und selbst die perlokutionale Handlung insoweit zu erfassen, daß diese drei Aspekte des Sprachaktes kodifiziert und in Paradigmata zusammengefaßt werden können, anhand deren sie dann auch identifiziert und als die gleiche Bedeutung tragend wiedererkannt werden können. Ich verstehe daher das Wort »Bedeutung« in einem sehr umfassenden Sinn, der alle diese Aspekte und Ebenen der intentionalen Exteriorisierung, welche die Fixierung des Diskurses ermöglichen, mitumfaßt. Die Erläuterung der anderen drei Züge des Diskurses im Übergang vom Gesprochenen zum Geschriebenen wird uns befähigen, die Bedeutung dieser Überhöhung des Sagens zur Aussage präziser zu fassen.

2. Im Diskurs, so wurde festgestellt – und das war das zweite Unterscheidungskriterium zwischen Diskurs und Sprache –, verweist der Satz durch verschiedene Indikatoren der Subjektivität und Personalität auf seinen Sprecher. Im mündlichen Diskurs bringt dieser Bezug auf den Sprecher einen spezifischen Charakter der Unmittelbarkeit hervor, den wir im folgenden näher erläutern wollen. Die subjektive Intention des Sprechers und die Bedeutung des Diskurses überschneiden sich hier in einer Weise, daß es fast dasselbe ist, zu verstehen, was der Sprecher meint und was sein Diskurs bedeutet. Die Ambiguität des französischen Ausdrucks *vouloir-dire*, des deutschen *meinen* und des englischen *to mean* bescheinigt diese Überschneidung. Es ist ziemlich das gleiche zu fragen »Was meinst du?« und »Was bedeutet das?« Beim geschriebenen Diskurs jedoch fällt die Intention des Autors mit der Bedeutung des Textes nicht mehr ohne weiteres zusammen. Diese Dissoziation von Wortbedeutung und Intention ist der entscheidende Punkt bei der Fixierung des Diskurses. Nicht, daß wir uns einen Text ohne Autor vorstellen könnten; das Band zwischen dem Sprecher und dem Diskurs wird nicht aufgehoben, aber es wird ausgedehnt und verwickelter. Angesichts der Dissoziation von Bedeutung und Intention ist der Rückschluß vom Diskurs auf den Schreiber immer ein Wagnis. Das Schicksal des Textes aber entzieht sich dem begrenzten Lebenshorizont seines Autors völlig. Was der Text nun aussagt, zählt mehr als das, was der Autor damit auszusagen meinte, und jede Exegese entfaltet sich in einem Umkreis von Bedeutungen, die ihre Verankerung in der Psyche des Autors verloren haben. Um nochmals Platos Ausdruck zu benutzen: der geschriebene Diskurs kann nicht »geheilt« werden durch all die Prozesse, durch die der gesprochene Diskurs unterstützt wird – durch Intonation, Vortragsweise, Mimik, Gestik. In diesem Sinne macht die schriftliche Niederlegung in »äußeren Zei-

chen«, die den Diskurs zuerst zu verfälschen schien, gerade die eigentliche Geistigkeit des Diskurses aus. Von nun an kann nur noch eine *Bedeutung* die andere »heilen«, ohne die Unterstützung durch die physische und psychische Gegenwart des Autors. Zu sagen jedoch, daß nur die Bedeutung die Bedeutung heilen kann, heißt, daß nur die Interpretation der Schwäche des Diskurses, den sein Autor nicht mehr »zurückholen« kann, abhelfen wird.

3. Das Sprachereignis wird durch seinen Sinngehalt ein drittes Mal überschritten. Diskurs ist etwas, so stellten wir fest, was sich auf die Welt, auf *eine* Welt bezieht. Beim gesprochenen Diskurs heißt das, daß sich der Dialog letztlich auf die den Gesprächspartnern *gemeinsame* Situation bezieht. Diese Situation umhüllt in bestimmter Weise den Dialog, und ihre Grenzen können stets durch Gesten angedeutet werden; durch das Zeigen mit dem Finger, oder auch durch den Diskurs selbst: durch den indirekten Verweis auf ihre Indikatoren, z. B. durch Demonstrativa, Adverbialbestimmungen der Zeit und des Ortes, oder durch das Tempus der Verben. Im mündlichen Diskurs, so können wir sagen, ist dieser Bezug direkt und *ostentativ*. Wie wird dieser Bezug im geschriebenen Diskurs hergestellt? Können wir sagen, daß der Text keinen solchen Bezug mehr aufweist? Das würde heißen, Bezug und Darstellung bzw. die Welt selbst mit einer bestimmten Situation zu verwechseln. Ein Diskurs geht immer um etwas. Mit dieser Feststellung distanzieren mich bewußt von jeder Ideologie des absoluten Textes. Nur wenige hochstilisierte Texte erreichen dieses seltsame Ideal eines Textes ohne aktuellen Bezug. Es handelt sich hier um Texte, bei denen das Sprachspiel des Urhebers sich vom Ausgesagten ganz losgelöst hat. Aber diese Form kann nur als Ausnahme gewertet werden, und sie kann nicht als Schlüssel für alle anderen Texte gelten, die uns in der einen oder anderen Weise etwas über die Welt sagen. Aber was ist dann das Subjekt solcher Texte, wenn keines nachgewiesen werden kann? Weit davon entfernt zu behaupten, daß es einen Text ohne Welt gebe, möchte ich, ohne paradox sein zu wollen, sagen, daß nur der Mensch *eine Welt hat* und nicht nur in einer Situation lebt. Genauso wie sich der Text in seiner Bedeutung von der Vormundschaft der Intention seines Urhebers löst, so löst sich sein Bezug von den Grenzen des ostentativen Bezuges. Für uns ist die Welt das Ensemble der durch Texte eröffneten Bezüge. So sprechen wir von der Welt der Griechen, nicht um in irgendeiner Weise die Situation derer zu bezeichnen, die dort lebten, sondern um die nichtsituativen und überdauernden Bezüge zu bezeichnen, die von nun an als mögliche Seinsweisen, als symbolische Dimensionen unseres Seins in der Welt



verfügbar sind. Für mich ist das der entscheidende Bezugspunkt aller Literatur; nicht die *Umwelt* der ostentativen Bezüge des Dialogs, sondern die *Welt*, die durch die indirekten und nicht-ostentativen Verweisungen jeden Textes, den wir gelesen, verstanden und geliebt haben, entworfen wird. Einen Text verstehen, heißt gleichzeitig, unsere eigene Situation erhellen, oder, wenn man so will, in die Prädikate unserer Situation alle die Bezeichnungen einzufügen, die aus unserer *Umwelt* eine *Welt* machen. Es ist diese Erweiterung der *Umwelt* zur *Welt*, die es uns ermöglicht, von Bezügen zu sprechen, die durch den Text erschlossen werden – besser noch würde man sagen, daß die Bezüge erst die *Welt* erschließen. Hier manifestiert sich das geistige Moment des Diskurses wiederum im Schreiben, das uns von der Sichtbarkeit und Begrenztheit der Situationen befreit, indem eine *Welt* für uns erschlossen wird, d. h. neue Dimensionen unseres In-der-Welt-seins.

In diesem Sinne sagt Heidegger zu Recht – in seiner Analyse des *Verstehens* in »Sein und Zeit« –, daß das, was wir in einem Diskurs zuerst verstehen, nicht eine andere Person ist, sondern ein Entwurf, d. h. die Skizze einer neuen Form des In-der-Welt-seins. Nur im Schreiben, in der Befreiung des Geschriebenen nicht nur von seinem Autor, sondern auch von der Enge der dialogischen Situation, enthüllt sich die Bedeutung des Diskurses als eines Entwurfs der *Welt*. Indem wir so Bezug nehmen auf den Entwurf einer *Welt*, beginnen wir nicht nur Heidegger neu zu entdecken, sondern auch Wilhelm von Humboldt, für den die einzige Rechtfertigung der Sprache darin besteht, daß sie die Beziehung des Menschen zur *Welt* herstellt. Wenn diese Beziehungsfunktion unterdrückt wird, bleibt nur ein absurdes Spiel von orientierungslosen Zeichengebern.

4. Aber es ist wohl der vierte Grundzug, der für die Erfüllung des Diskurses in der schriftlichen Niederlegung am kennzeichnendsten ist. Nur der Diskurs, nicht die Sprache, ist an jemanden adressiert. Das ist die Grundlage der Kommunikation. Aber es besteht ein Unterschied zwischen einem Diskurs, der an einen gleichzeitig anwesenden Gesprächspartner adressiert ist, und einem Diskurs, der – wie es im Grunde bei jedem Schriftstück der Fall ist – an jeden adressiert ist, der lesen kann. Die Enge der dialogischen Beziehung weitet sich aus. Anstatt nur an dich, die zweite Person, adressiert zu sein, ist das Geschriebene an ein Publikum adressiert, das sich selbst schafft. Das kennzeichnet wiederum die Geistigkeit des Schreibens, die ein Gegenbild zu seiner Materialität und Verfremdung ist, die dem Diskurs ebenfalls anhaftet. Das *vis-à-vis* des Geschriebenen ist nun jeder, der lesen kann. Die gleichzeitige Gegenwart der dialogisierenden Objekte

kann nicht mehr als das Modell jeden »Verstehens« gelten. Die Beziehung Schreiben-Lesen ist nicht mehr nur ein Spezialfall der Beziehung Sprechen-Hören. Im Gegenteil, der Diskurs erweist sich erst durch die Universalität seines Bezuges als Diskurs. Indem er sich vom Augenblickscharakter des einmaligen Ereignisses, von den gelebten Bindungen des Autors und von der Enge der ostentativen Bezüge befreit, durchbricht er auch die allzu engen Grenzen der face-to-face-Beziehung. Er hat keinen körperlich sichtbaren Hörer mehr. Ein unbekannter und unsichtbarer Leser ist der auswechselbare Adressat des Diskurses geworden.

Inwieweit können wir nun behaupten, daß der Gegenstand der Humanwissenschaften diesem Paradigma des Textes entspricht? Max Weber definiert diesen Gegenstand als *sinnhaft orientiertes Verhalten*. Inwieweit können wir das Prädikat »sinnhaft orientiert« durch das, was ich – abgeleitet aus der vorher dargestellten Theorie der Textinterpretation – *Lesbarkeits-Charakter* nennen möchte, ersetzen? Um dies zu ermitteln, wollen wir unsere vier Kriterien des Diskurses auf die Definition des Begriffes des sinnhaft orientierten Handelns anwenden.

#### a) Die Fixierung der Handlung

Sinnhaft orientiertes Handeln kann für die Wissenschaft nur unter der Bedingung zum Untersuchungsgegenstand werden, daß eine Objektivierung der Art vor sich geht, wie sie bei der schriftlichen Niederlegung eines Diskurses erreicht wird. Dieser gemeinsame Grundzug wird den Gang unserer Analyse vereinfachen. Im gleichen Sinne wie der Gesprächscharakter durch die schriftliche Niederlegung überwunden wird, wird der Charakter der bloßen Interaktion in vielen Situationen dadurch überwunden, daß wir das Handeln wie einen fixierten Text betrachten. Solche Situationen werden in einer Theorie des Handelns gerne übersehen; denn hier gilt der Handlungs-Diskurs ausschließlich als Teil einer Handlungssituation, die von einem Partner zum anderen oszilliert, genauso wie die gesprochene Sprache ganz innerhalb des Prozesses der Unterredung begriffen wird. Deshalb ist das Handlungs-Verstehen auf der vorwissenschaftlichen Ebene nur ein »Wissen ohne Bewußtsein«, oder wie E. Anscombe sagt, »praktisches Wissen« im Sinne des »knowing how« im Gegensatz zum »knowing that«. Aber dieses Verstehen ist noch keine *Interpretation* in dem strengen Sinn, der die Bezeichnung »wissenschaftliche Interpretation« verdienen würde.

Meine Behauptung ist, daß das Handeln selbst, das Handeln als sinnhaft orientiertes Handeln, zum wissenschaftlichen Gegenstand werden kann – ohne daß der Charakter des Sinnhaften verloren gehen

müßte – durch eine Methode der Objektivation, die der schriftlichen Fixierung eines Textes ähnlich ist. Vermittels dieser Objektivation ist die Handlung nicht mehr als eine bloße Transaktion zu begreifen, auf die das Modell des mündlichen Diskurses weiter anwendbar wäre. Dem Handeln liegt eine Entwurfsstruktur zugrunde, die gemäß ihrer inneren Verbindungen interpretiert werden muß.

Die Objektivation wird nämlich durch bestimmte innere Grundzüge des Handelns *ermöglicht*, die denen der Struktur des Sprechaktes gleichen und die von außen erkennbar sind. In der gleichen Weise wie die schriftliche Fixierung ermöglicht wird durch eine Dialektik der intentionalen Exteriorisierung, die dem Sprechakt selbst schon immanent ist, so ist die Loslösung des *Sinnes* vom *Ereignis* der Handlung in einer ähnlichen Dialektik im Prozeß der Transaktion selbst angelegt.

Erstens hat eine soziale Handlung die Struktur eines lokutionalen Aktes. Sie hat einen *propositionalen* Gehalt, der als derselbe identifiziert und wiedererkannt werden kann. Diese »propositionale« Struktur der Handlung ist klar und überzeugend von Anthony Kenny in seinem Buch »Action, Emotion and Will« dargelegt worden.<sup>1</sup> Die Handlungsverben bilden eine spezifische Klasse von Prädikaten, die den Beziehungen ähnlich sind und die – ebenso wie Beziehungen selbst – auf all die anderen Arten von Prädikaten, die der Kopula »ist« folgen, nicht reduzierbar sind. Die Klasse der Handlungsprädikate ihrerseits ist auf Beziehungen nicht reduzierbar und bildet eine ganz spezifische Klasse von Prädikaten. Unter anderem ermöglichen die Handlungsverben die Bildung einer ganzen Reihe von »Argumenten«, die zur Ergänzung des Verbs dienen können – diese Reihe reicht sozusagen vom Null-Argument (Plato lehrte) bis zu einer unbestimmten Anzahl von Argumenten (Brutus tötete Cäsar in der Kurie, in den Iden des März, mit einem . . ., mit der Hilfe von . . .). Diese variable Vielheit von Aussagemöglichkeiten in der prädikativen Struktur der Handlungs-Sätze ist typisch für die propositionale Struktur der Handlung. Ein anderer Grundzug, der für die Übertragung des Konzeptes der Fixierung vom Bereich des Diskurses auf den Bereich der Handlung wichtig ist, betrifft den ontologischen Status der Modifikationen des Handlungsverbs. Während Beziehungen stets zwischen Termini mit gleichem ontologischen Gewicht hergestellt werden, haben bestimmte Handlungsverben nur ein topisches Subjekt, das als existierend vorausgesetzt wird und auf das sich der Satz bezieht; und sie sind umgeben mit Ergänzungen, die sich auf Nichtexistentes beziehen. Das ist der Fall bei »mentalenen Akten« (glauben, denken, wollen, sich vorstellen etc.).

Anthony Kenny beschreibt noch einige andere Charakteristika der propositionalen Struktur von Handlungen, die aus der Beschreibung der Funktionsweise von Handlungsverben abgeleitet werden. So kann z. B. eine Unterscheidung zwischen Zuständen, Aktivitäten und Leistungen mittels der Tempus-Beziehungen der Handlungsverben, die einige wichtige Zeitbestimmungen der Handlung festlegen, vorgenommen werden. Die Unterscheidung zwischen dem Formal- und dem Materialobjekt einer Handlung (sagen wir der Unterschied zwischen dem Begriff des brennbaren Dinges und diesem Brief, den ich gerade verbrenne) gehört zur Logik der Handlung, wie sie in der Grammatik der Handlungsverben widergespiegelt wird. In dieser nur grob umrissenen Weise kann der propositionale Gehalt der Handlung beschrieben und eine Basis für die Dialektik von *Ereignis* und *Sinn* geschaffen werden – ganz ähnlich wie beim Sprechakt. Ich würde hier lieber von der noematischen Struktur der Handlung sprechen; denn es ist diese noematische Struktur, die fixiert und – vom Prozeß der Interaktion losgelöst – Gegenstand der Interpretation werden kann.

Darüber hinaus hat dieses *noema* nicht nur einen propositionalen Gehalt, sondern es trägt auch »illokutionale« Züge, die denen des kompletten Sprechaktes sehr ähnlich sind. Die verschiedenen Klassen von diskursiven Handlungsfolgen, wie sie von Austin zum Schluß seines Buches »How to Do Things with Words« beschrieben werden, können nicht nur als Paradigmata für die Sprechakte selbst, sondern auch für die den Sprechakten korrespondierenden und sie erfüllenden Handlungen gelten.<sup>2</sup> Eine Typologie des Handelns, die dem Modell des illokutionalen Aktes folgt, ist durchaus möglich. Nicht nur eine Typologie, sondern eine »Kriteriologie«, insofern jeder Typ seine eigenen *Regeln* (genauer »konstitutiven Regeln«) impliziert, die – nach Searle in seinem Buch »Speech Acts« – die Konstruktion von »idealen Modellen« ähnlich den *Idealtypen* von Max Weber erlauben.<sup>3</sup> Um z. B. zu verstehen, was ein Versprechen ist, müssen wir verstehen, was die »wesentliche Bedingung« ist, damit eine bestimmte Handlung als ein Versprechen »gelten« kann. Searles »wesentliche Bedingung« ist nicht weit von dem entfernt, was Husserl den *Sinngehalt* nannte, der sowohl die »Sache« (den propositionalen Gehalt) wie die »Qualität« (das illokutionale Moment) umfaßt.

Wir können nun sagen, daß eine Handlung (wie ein Sprechakt) nicht nur nach ihrem propositionalen Gehalt, sondern auch nach ihrem illokutionalen Moment identifiziert werden kann. Beide zusammen konstituieren ihren »Sinn-Gehalt«. Wie der Sprechakt, so entwickelt das Handlungsereignis (wenn wir diesen analogen Ausdruck gebrau-

chen dürfen) eine ähnliche Dialektik zwischen seinem zeitlichen Status, nämlich als ein in Erscheinung tretendes und wieder entschwindendes Ereignis, und seinem logischen Status, der darin besteht, durch einen bestimmten identifizierbaren Sinngehalt ausgezeichnet zu sein. Wenn der »Sinngehalt« das ist, was die »Fixierung« des Handlungsereignisses ermöglicht, wie ist dann eine Realisierung dieses Sinngehaltes möglich? Mit anderen Worten, was entspricht im Bereich des Handelns der schriftlichen Notierung?

Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir auf das Paradigma des Sprechaktes zurückgehen. Was durch das Schreiben fixiert wird, so stellten wir fest, ist das *noema* des Sprechens, das Sagen als *Gesagtes*. Inwieweit können wir sagen, daß das *Getane* das Notierte und Notierbare sei? An dieser Stelle können vielleicht ein paar Metaphern nützlich sein. Wir sagen, daß ein bestimmtes Ereignis *seine Spuren* in seiner Zeit *hinterlassen* hat. Wir sprechen von »einschneidenden Ereignissen«. Gibt es nicht auch solche Markierungen und Zeichen in der Zeit, die eher »lesend« als »hörend« zu erschließen wären? Aber was ist mit dieser Metapher des gedruckten Zeichens anzufangen? Die drei anderen Charakteristika eines Textes werden uns helfen, das Wesen einer solchen Fixierung etwas zu verdeutlichen.

#### b) *Die Autonomisierung der Handlung*

Auf die gleiche Weise, wie sich ein Text von seinem Verfasser loslöst, so löst sich eine Handlung vom Handelnden und bringt ihre eigenen Konsequenzen hervor. Gerade diese Autonomisierung der menschlichen Handlung konstituiert die *soziale* Dimension der Handlung. Eine Handlung ist ein soziales Phänomen nicht nur, weil sie von verschiedenen Akteuren in einer Art und Weise ausgeführt wird, daß die Rolle des einen von der Rolle des anderen nicht zu trennen ist, sondern ebenso, weil sich unsere Taten unserer Herrschaft entziehen und weil sie Konsequenzen haben, die wir nicht beabsichtigten. Damit wird eine der Bedeutungen des Begriffes »Notation« deutlich. Die gleiche Art der Distanz, die wir zwischen der Intention des Sprechers und dem verbalen Gehalt eines Textes feststellen, besteht auch zwischen dem Akteur und seiner Aktion. Es ist gerade diese Distanz, die die Zuschreibung der Verantwortung für eine Handlung zum Problem macht. Wir fragen nicht: Wer lächelte? Wer hob seine Hand? Der Täter ist in seinen Taten ebenso präsent wie der Sprecher in seiner Rede. In einfachen Handlungen, die keiner vorbereitenden Handlung bedürfen, um ausgeführt werden zu können, fällt der Sinn (*noema*) weitgehend mit der Intention (*noesis*) zusammen oder überschneidet sich mit ihr. Bei

komplexen Handlungen jedoch sind einige Handlungssegmente so weit vom ursprünglichen Ausgangspunkt – von dem man behaupten könnte, daß er die Intention des Akteurs bezeichnet – entfernt, daß die Zuschreibung dieser Handlungen oder Handlungssegmente ein schwieriges Problem aufwirft. Dieses Problem ist zumindest ebenso schwierig, wie die Bestimmung der Urheberschaft in literarischen Kontroversen. Der Autor wird mehr oder weniger lückenhaft erschlossen; dieser Vorgang ist dem Historiker wohlvertraut, der die Rolle eines historischen Charakters aus dem Lauf der Ereignisse zu bestimmen sucht.

Wir verwendeten gerade den Ausdruck »Lauf der Ereignisse«. Könnten wir nicht annehmen, daß dem, was wir den Lauf der Ereignisse nennen, die Funktion der materiellen Grundlage zukommt, auf der der sich sonst verflüchtigende Diskurs fixiert wird? Wie wir schon auf eine metaphorische Weise sagten, sind einige Handlungen als Ereignisse zu betrachten, die ihre Spuren in der Zeit hinterlassen. Aber wo sind diese Zeichen eingeprägt? Ist es nicht etwas Räumliches, in dem der Diskurs fixiert wird? Wie kann ein Ereignis in etwas Zeitliches eingeprägt werden? Die »soziale Zeit« jedoch ist etwas, was sich nicht so leicht verflüchtigt; sie ist auch das Medium dauerhafter Wirkungen, bleibender Strukturen. Eine Handlung hinterläßt eine »Spur«, sie setzt ein »Zeichen«, wenn sie zur Entstehung solcher Strukturen und Handlungsmuster beiträgt, die *Dokumente* menschlichen Handelns genannt werden können.

Eine andere Metapher könnte uns helfen, dieses Phänomen der sozialen »Prägung« besser abzugrenzen: die Metapher der »Aufzeichnung« oder der »Registrierung«. Joël Feinberg führt diese Metapher in seinem Buch »Reason and Responsibility« ein – allerdings in einem anderen Kontext, in dem der Verantwortlichkeit, um zu zeigen, wie eine Handlung mit Verantwortung beladen ist. Nur Handlungen, sagt er, die für die Zukunft »registriert« werden können und die als ein Eintrag in jemandes »Bericht« erscheinen, müssen verantwortet werden.<sup>4</sup> Und wenn es keine formellen Aufzeichnungen gibt (wie sie durch Institutionen wie Arbeitsämter, Schulen, Banken und Polizei aufbewahrt werden), dann gibt es dennoch ein informelles Analogon dieser formellen Aufzeichnungen – wir nennen diese informellen Aufzeichnungen »Reputation« – und sie bilden die Grundlage dafür, daß wir zur Verantwortung gezogen werden können. Ich möchte diese interessante Metapher der Aufzeichnung und Reputation gerne auf etwas anderes als auf die quasi-juridische Situation des Verantwortlichmachens, des Beschuldigens, des Glaubenschenkens oder Bestrafens anwenden.

Könnten wir nicht sagen, daß die Geschichte selbst die Aufzeichnung der menschlichen Handlungen ist? Die Geschichte ist dann dieses Quasi-»Ding«, in dem die menschlichen Handlungen ihre »Spuren« hinterlassen, ihre Zeichen setzen. Daher gibt es die Möglichkeit von Archiven. Vor den Archiven, die bewußt und systematisch von Chronisten geführt werden, liegt jener kontinuierliche Prozeß der »Aufzeichnung« von menschlichen Handlungen, der die Geschichte zu einer Summe von solchen »Zeichen« macht, das Schicksal, das sich der Kontrolle der individuellen Akteure entzieht. So kann die Geschichte leicht als eine autonome Wesenheit erscheinen, als ein Spiel zwischen Spielern ohne Plan. Diese Hypostasierung der Geschichte kann als eine Täuschung angesehen werden, aber diese Täuschung ist unauflösbar verflochten mit jenem Prozeß, durch den eine menschliche Handlung in eine soziale Handlung umgeformt wird und durch den sie in die Archive der Geschichte eingeht. Dank der Sedimentierung der sozialen Zeit werden menschliche Taten zu »Institutionen« in dem Sinn, daß ihre Bedeutung nicht mehr mit den gedanklichen Intentionen der Akteure übereinstimmt. Der zugrundeliegende Sinngehalt kann bis zu dem Punkt »entpsychologisiert« werden, wo der *Sinn* im Werk selbst zu liegen scheint. In den Worten von P. Winch, in seinem Buch »The Idea of Social Science«, ist der Gegenstand der Sozialwissenschaften das »durch Regeln geleitete Verhalten«. <sup>5</sup> Aber diese Regeln sind nicht aufgezwungen; sie verkörpern den Sinngehalt, der von innen heraus gewachsen und in den sedimentierten oder institutionalisierten Werken ausgeformt worden ist. Dieser Art ist die »Objektivität«, die sich aus der »sozialen Fixierung« von sinnhaftem Verhalten ergibt.

### c) *Relevanz und Bedeutung*

Unserem dritten Kriterium eines Textes folgend, können wir sagen, daß eine sinnhaft orientierte Handlung eine Handlung ist, deren Bedeutung »über« ihre Relevanz für die augenblickliche Situation hinausgeht. Dieser Grundzug ist ähnlich der Art und Weise, in der ein Text die Grenzen des Diskurses und aller seiner ostentativen Bezüge übersteigt. Als Ergebnis dieser Emanzipation vom situationalen Kontext kann der Diskurs nicht-ostentative Bezüge entwickeln, die wir eine »Welt« in dem Sinne nannten, wie wir von der griechischen »Welt« sprechen (also nicht im kosmologischen Sinn des Wortes, sondern in seiner ontologischen Bedeutung).

Was würde im Bereich des Handelns den nicht-ostentativen Bezügen des Textes entsprechen? Wir setzten in der Einleitung des gegenwärtigen Abschnittes unserer Analyse die *Bedeutung* (importance)

einer Handlung in Gegensatz zu ihrer auf die Situation bezogenen *Relevanz* (relevance). Eine gewichtige Handlung, könnten wir formulieren, entwickelt Bedeutungen, die auch in ganz anderen als der ursprünglichen Handlung aktualisiert oder erfüllt werden können. Um das gleiche noch anders zu sagen: Die Bedeutung eines wichtigen Ereignisses übersteigt die sozialen Bedingungen seiner Produktion und kann in neuen sozialen Kontexten wiedererweckt werden. Seine »Bedeutung« ist »dauerhafte Relevanz« und, in einigen Fällen, allgegenwärtige Relevanz.

Dieser dritte Grundzug hat, was die Beziehung zwischen kulturellen Phänomenen und ihren sozialen Bedingungen betrifft, weitreichende Implikationen. Ist es nicht der grundlegende Zug der großen Werke einer Kultur, die Bedingungen ihrer sozialen Produktion zu überschreiten, ebenso wie ein Text neue Bezüge schafft und neue »Welten« begründet? In diesem Sinne sprach Hegel in seiner »Philosophie des Rechts« von den Institutionen (im weitesten Sinn des Wortes), die die Freiheit als eine *zweite Natur* verwirklichen. Dieses »Reich der Freiheit« konstituiert sich durch diejenigen Taten und Werke, die groß genug sind, um in neuen historischen Situationen neue Bedeutung gewinnen zu können. Wenn dies richtig ist, dann ist die Art und Weise, wie man die eigenen Produktionsbedingungen überwinden kann, der beste Schlüssel für das verwirrende, von den Marxisten aufgeworfene Problem der Bedeutung der »Überbaufaktoren«: Die Autonomie der Überbaufaktoren hat, was ihre Beziehung zu den eigenen Basisfaktoren betrifft, ihr Paradigma in den nicht-ostentativen Bezügen eines Textes. Ein Werk spiegelt nicht nur seine Zeit, sondern es erschließt eine neue Welt, jene Welt, die es in sich trägt.

#### d) *Menschliches Handeln als »offenes Werk«*

Schließlich ist, entsprechend unserem vierten Kriterium des Textes als Text, der Sinngehalt einer menschlichen Handlung ebenfalls etwas, was an eine unbegrenzte Anzahl von möglichen »Lesern« *adressiert* ist. Die Richter sind allerdings nicht die Zeitgenossen, sondern, wie Hegel sagte, die Geschichte selbst: *Weltgeschichte ist Weltgericht*. Das heißt, daß – gleich einem Text – die menschliche Handlung ein unvollendetes und offenes Werk ist, dessen Sinn in der Schwebelage bleibt. Gerade weil sie neue Bezüge »eröffnen« und neue Bedeutung für diese bekommen, verlangen die menschlichen Taten nach neuen Interpretationen, die ihren Sinngehalt bestimmen. Alle entscheidenden Ereignisse und Taten stehen auf diese Weise der praktischen Interpretation durch die gegenwärtige *Praxis* offen. Menschliches Handeln ist sozusagen



jedem zugänglich, der *lesen kann*. Weil der Bedeutungsgehalt eines Ereignisses in dessen zukünftigen Interpretationen liegt, kann die Interpretation der Zeitgenossen in diesem Prozeß keine bevorzugte Sonderstellung für sich beanspruchen. Diese Dialektik zwischen dem Werk und seinen Interpretationen wird das zentrale Problem einer *Methodologie* der Interpretation sein, der wir uns nun zuwenden wollen.

## 2. Das Paradigma der Textinterpretation

Ich möchte nun die Fruchtbarkeit dieser Analogie des Textes und der Textinterpretation auf der methodologischen Ebene erweisen. Die wichtigste Implikation unseres Paradigmas – insoweit es die Methode der Sozialwissenschaften betrifft – ist, daß es einen neuen Zugang zum Problem der Beziehung zwischen *Erklären* (explanation) und *Verstehen* (understanding, comprehension) in den Humanwissenschaften eröffnet. Dilthey verstand diese Beziehung bekanntlich als Dichotomie. Nach seiner Meinung stammt jegliches Modell der Erklärung aus einem ganz anderen Wissensbereich: aus dem Bereich der Naturwissenschaften mit ihrer induktiven Logik. Deshalb kann die Autonomie der sogenannten *Geisteswissenschaften* nur gewährleistet werden durch die Proklamation der Unverzichtbarkeit des Verstehens, d. h. des Verstehens von Fremdseelischem auf der Grundlage von Zeichen, in denen sich dieses Leben unmittelbar ausdrückt. Wenn nun aber das *Verstehen* vom *Erklären* durch diesen logischen Abgrund getrennt ist, wie können dann die Humanwissenschaften je wissenschaftlich sein? Dilthey hat sich mit diesem paradoxen Problem sein Leben lang herumgeschlagen. Er erkannte mehr und mehr, vor allem nach dem Studium von Husserls »Logischen Untersuchungen«, daß die *Geisteswissenschaften* Wissenschaften insoweit sind, als die Ausdruckerscheinungen des Lebens einer Art von Objektivation unterworfen sind. Erst diese Objektivation ermöglicht einen wissenschaftlichen Ansatz, der dem der Naturwissenschaften sich annähert – trotz des logischen Gegensatzes zwischen *Natur* und *Geist*, zwischen Wissen durch Zeicheninterpretation und Wissen durch »Tatsachenbeobachtung«. Auf diese Weise schien ihm die von diesen Objektivationen bewirkte Vermittlung, für wissenschaftliche Zwecke jedenfalls, wichtiger zu sein als die unmittelbare Bedeutung der Lebenserscheinungen im Alltagsleben.

Meine eigene Fragestellung setzt bei dieser letzten, etwas überraschenden Lösung in Diltheys Denken an. Und meine Hypothese ist,

daß man, ausgehend von jener Art von Objektivierung, die im Diskurs als einem Text impliziert ist, eine bessere Antwort auf das von Dilthey aufgeworfene Problem geben kann. Diese Antwort liegt im dialektischen Charakter der Beziehung zwischen *Erklären* und *Verstehen*, wie sie sich am besten beim Lesen zeigt. Unsere Aufgabe wird es daher sein aufzuzeigen, inwieweit das Paradigma des Lesens, das ein Gegenstück zum Paradigma des Schreibens darstellt, uns einer Lösung des methodologischen Paradoxons der Humanwissenschaften näherbringt.

Die im Lesen eingeschlossene Dialektik dreht sich um die Originalität der Beziehung zwischen Schreiben und Lesen und ihre Nicht-Reduzierbarkeit auf die dialogische Situation, die auf der direkten Reziprozität zwischen Sprechen und Hören beruht. Ähnlich besteht zwischen Erklären und Verstehen eine Dialektik deshalb, *weil* die Schreib-Lese-Situation ihre eigene Problematik hat, welche nicht nur eine Ausdehnung der Sprech-Hör-Situation ist, wie sie den Dialog begründet. Gerade deshalb ist unser Entwurf einer Hermeneutik in bezug auf die Romantische Tradition äußerst kritisch, insofern dort die dialogische Situation zum Standard des hermeneutischen Verfahrens der Textinterpretation genommen wurde. Meine Behauptung dagegen ist, daß dieses Verfahren nur den Sinn des Hermeneutischen in der dialogischen Situation erfassen kann. Wenn uns aber die dialogische Beziehung kein zutreffendes Paradigma der Lesesituation an die Hand gibt, dann müssen wir diese Lesesituation als ein Paradigma von eigenem Recht entwickeln. Dieses Paradigma erhält seine Grundzüge aus der Charakteristik des Textes selbst, d. h. 1. der Fixierung des Sinngehalts, 2. der Trennung von Sinngehalt und geistiger Intention des Autors, 3. der Entfaltung von nicht-ostentativen Bezügen, und 4. der unbegrenzten Reihe ihrer Adressaten. Diese vier Grundzüge zusammengekommen machen die »Objektivität« des Textes aus. Aus dieser »Objektivität« ergibt sich nun eine Möglichkeit des *Erklärens*, die nicht von einem fremden Bereich her begründet zu werden braucht, nämlich vom Bereich der natürlichen Erscheinungen her, sondern die genau dieser Art von Objektivität entspricht. Es gibt daher nichts Derartiges wie eine Übertragung aus dem einen Wirklichkeitsbereich in den anderen – sagen wir, aus dem Bereich der »Tatsachen« in den Bereich der »Zeichen«. Der Prozeß der Objektivierung spielt sich im gleichen Bereich der Zeichen ab und er ermöglicht Verfahren der Erklärung im gleichen Bereich. Und es ist derselbe Bereich der Zeichen, innerhalb dessen sich Erklären und Verstehen gegenüberstehen.

Ich möchte diese Dialektik auf zweierlei Weise darstellen: (a) als Übergang vom Verstehen zum Erklären, und (b) als Übergang vom Erklären zum Verstehen. Die wechselseitige Beziehung zwischen beiden Verfahren wird uns den dialektischen Charakter der Beziehung erschließen. Zum Schluß jeweils dieser beiden Abschnitte werde ich kurz versuchen, eine mögliche Ausdehnung dieses Paradigmas des Lesens auf den gesamten Bereich der Humanwissenschaften zu skizzieren.

#### *a) Vom Verstehen zum Erklären*

Die erste Dialektik – oder vielmehr die erste Konfiguration einer umfassenderen Dialektik – kann am leichtesten verständlich gemacht werden, indem wir an unsere Feststellung erinnern, daß einen Text verstehen noch lange nicht heißt, sich in den Autor hineinzusetzen. Die Dissoziation zwischen Sinngehalt und Intention schafft eine absolut neue Situation, welche die Dialektik von Erklären und Verstehen hervorbringt. Wenn der objektive Sinngehalt etwas anderes ist als die subjektive Intention des Autors, kann dieser Sinngehalt auf verschiedene Weise konstruiert oder rekonstruiert werden. Das Problem des richtigen Verstehens kann nicht einfach durch den Rückbezug auf die vermeintliche Intention des Autors gelöst werden. Sondern diese Konstruktion nimmt notwendigerweise die Form eines Prozesses an. Wie Hirsch in seinem Buch »Validity in Interpretation« sagt, gibt es keine festen Regeln für die Entwicklung guter Deutungshypothesen.<sup>6</sup> Die Dialektik zwischen Hypothesenbildung und Hypothesenbestätigung begründet eine der Grundfiguren unserer Dialektik von Verstehen und Erklären. In dieser Dialektik sind beide Seiten gleich wichtig. Das Erfinden von Hypothesen entspricht dem, was Schleiermacher das »göttliche« Moment nannte, die Hypothesenbestätigung dem, was er das »grammatikalische« Moment nannte. Mein Beitrag zur Theorie dieser Dialektik soll es sein, sie enger an die Theorie des Textes und der Textinterpretation anzuschließen.

Warum brauchen wir so etwas wie eine Kunst des Hypothesen-Erfindens? Warum müssen wir den Sinngehalt »konstruieren«? Nicht nur – wie ich in früheren Jahren schon dargestellt habe<sup>7</sup> – weil die Sprache metaphorisch ist und weil die Doppeldeutigkeit der metaphorischen Sprache die Entwicklung einer Kunst der Entzifferung, die in der Lage ist, die verschiedenen Bedeutungsebenen zu entfalten, unumgänglich macht. Das Metaphorische in der Sprache ist nur ein Spezialfall für eine allgemeine Theorie der Hermeneutik. Oder allgemeiner gesagt: ein Text muß konstruiert und rekonstruiert werden, weil es sich nicht

nur um eine Abfolge von Sätzen handelt, die alle auf der gleichen Ebene stehen und alle für sich verständlich wären. Ein Text ist ein Ganzes, eine Totalität. Die Beziehung zwischen dem Ganzen und den Teilen – ebenso bei Kunstwerken wie bei Lebewesen – erfordert eine besondere Art des »Urteils«, für die Kant in seiner Dritten Kritik<sup>8</sup> eine Theorie entwickelt hat. Streng genommen, erscheint das Ganze als eine Hierarchie von Gegenständen oder Themen bzw. von primären und sekundären Zusammenhängen. Die Rekonstruktion eines Textes als eines Ganzen hat notwendigerweise einen zirkulären Charakter – in dem Sinn, daß die Imputation einer bestimmten Art von Ganzem bereits in der Erkenntnis der Teilzusammenhänge impliziert ist. Und umgekehrt konstruieren wir das Ganze erst in der Konstruktion der Teile. Hier gibt es keine Notwendigkeit und keine Evidenz, keine definitive Entscheidung darüber, was wichtig sein soll und was unwichtig, was wesentlich und was unwesentlich. Jedes solche Urteil ist eine bloße Vermutung. Um die Schwierigkeit nochmals anders zu formulieren: Wenn ein Text ein Ganzes ist, ist er ebenso »Individuum« wie ein Lebewesen oder ein Kunstwerk. Als Individuum kann er nur durch einen Prozeß der Einengung und Spezifikation von Gattungsbegriffen erfaßt werden, welche sich auf die literarische Gattung beziehen, auf die Kategorie von Texten, zu denen dieser Text gehört, und auf die Strukturen der verschiedenen anderen Kategorien, die sich in diesem Text überschneiden. Die Lokalisierung und die Herausarbeitung der individuellen Gestalt eines Textes beruht aber vorerst auf einer Vermutung.

Um diesen dunklen Punkt weiter aufzuhellen, kann man sagen, daß der Text als ein »Individuum« von verschiedenen Seiten her angegangen werden kann. Wie ein Würfel oder ein anderes Raumbilde zeigt der Text ein »Relief«. Seine verschiedenen Raumpunkte liegen nicht in derselben Raumtiefe. Deshalb geht in die Rekonstruktion des Ganzen unvermeidlich eine perspektivische Verzerrung ein, ganz ähnlich wie bei jeder Wahrnehmung. Es ist immer möglich, den gleichen Satz in ganz verschiedener Weise einmal auf diesen oder jenen Satz, der als Angelpunkt des Textes betrachtet wird, zu beziehen. Eine spezielle Art der Verzerrung oder Einseitigkeit ist auch im Akt des Lesens eingeschlossen. Diese Einseitigkeit kennzeichnet den hypothetischen Charakter der Interpretation. Aus all diesen Gründen besteht das Problem der Interpretation nicht so sehr in der Nichtmittelbarkeit der seelischen Erfahrungen des Autors, sondern es ist in der Struktur der verbalen Intention des Textes selbst begründet. Diese Intention ist etwas anderes als die Summe der Einzelbedeutungen der einzelnen Sätze. Ein

Text ist mehr als eine lineare Abfolge von Sätzen. Er repräsentiert einen kumulativen, einen ganzheitlichen Prozeß. Die spezifische Struktur des Textes kann nicht aus der Struktur der Sätze erschlossen werden. Deshalb ist die für Texte als Texte so kennzeichnende »Mehrstimmigkeit« etwas anderes als die Mehrdeutigkeit der einzelnen Worte der Umgangssprache und die Zweideutigkeit einzelner ihrer Sätze. Diese positive Mehrstimmigkeit ist typisch für den als Ganzes zu betrachtenden Text, und sie steht verschiedenen Lesarten und verschiedenen Sinnkonstruktionen offen.

Was die Verfahren der Hypothesenbestätigung betrifft, bei denen unsere Vermutungen überprüft werden sollen, stimme ich mit Hirsch überein, daß diese einer Logik der Wahrscheinlichkeit näherliegen werden als einer Logik der empirischen Verifikation. Zu zeigen, daß eine bestimmte Interpretation im Lichte des Bekannten wahrscheinlicher ist als eine andere, ist etwas anderes als der Nachweis, daß ein bestimmter Schluß richtig ist. In diesem Sinne geht es um Validierung, nicht um Verifikation. Die Validierung ist ein argumentatives Verfahren, vergleichbar etwa den juristischen Verfahren der Rechtsinterpretation. Es geht hier um eine Logik der Unsicherheit und der qualitativen Wahrscheinlichkeit. In diesem Sinne können wir der Entgegensetzung von *Geisteswissenschaften* und *Naturwissenschaften* einen gewissen Sinn nicht abstreiten; aber deshalb brauchen wir das Dogma von der Unerreichbarkeit des Individuums (*individuum ineffabile est*) noch lange nicht zu unterschreiben. Die Methode der Indexkonstruktion, wie sie typisch ist für die Logik der subjektiven Wahrscheinlichkeit, bietet eine hinreichend sichere Grundlage für eine Wissenschaft des Individuellen, die den Namen Wissenschaft verdient. Ein Text ist ein Quasi-Individuum, und die Validierung einer Textinterpretation erbringt, so kann man mit gutem Recht behaupten, ein wissenschaftlich brauchbares Wissen über den Text.

In dieser oder ähnlicher Form jedenfalls ist die Balance zwischen Genie und Erfindung einerseits und dem wissenschaftlichen Charakter der Validierung andererseits zu begreifen, die eine moderne Version der alten Dialektik von *Verstehen* und *Erklären* darstellt. Damit können wir auch dem berühmten Konzept des *hermeneutischen Zirkels* eine akzeptable Fassung geben. Erfindung und Validierung sind in gewissem Sinn zirkulär aufeinander bezogen wie der subjektive und der objektive Ansatz einer Textinterpretation. Aber es handelt sich hier nicht um einen *circulus vitiosus*. Er würde einem Käfig gleichen, wenn wir nicht jener Art von »Selbstbestätigung« entfliehen könnten, die nach Hirsch (S. 164ff.) die Beziehung zwischen Hypothesenfindung

und Hypothesenbestätigung bedroht. Zu den Verfahren der Validierung gehören ebenso die Verfahren der Invalidierung – ähnlich dem Falsifizierbarkeitskriterium, das von Karl Popper in seiner »Logik der Forschung«<sup>9</sup> so betont wird. Die Rolle der Falsifikation wird hier vom Konflikt zwischen konkurrierenden Interpretationen übernommen. Eine Interpretation muß nicht nur wahrscheinlich sein, sondern sie muß wahrscheinlicher sein als eine andere. Es gibt hier bestimmte Vorzugskriterien, die ohne Schwierigkeit aus einer Logik der subjektiven Wahrscheinlichkeit abgeleitet werden können.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß es immer mehr als *einen* Weg der Konstruktion oder Rekonstruktion eines Textes gibt; es stimmt nicht, daß alle Interpretationen gleich gut sind und daß sie mit Hilfe von Regeln des »gesunden Menschenverstandes« miteinander verglichen werden könnten. Der Text realisiert immer nur einen bestimmten Ausschnitt möglicher Konstruktionen. Die Logik der Validierung eröffnet uns einen Interpretationsrahmen zwischen Dogmatismus und Skeptizismus. Es ist immer möglich, für oder gegen eine Interpretation zu argumentieren, Interpretationen einander entgegensetzen, sich zwischen ihnen zu entscheiden und nach Übereinstimmung zu suchen, auch wenn diese Übereinstimmung nur jenseits unserer Reichweite liegen kann.

Inwieweit ist nun diese Dialektik zwischen Erfindung und Validierung von Interpretationen paradigmatisch für den gesamten Bereich der Humanwissenschaften? Daß der Sinngehalt von menschlichen Handlungen, von historischen Ereignissen und von sozialen Phänomenen auf ganz verschiedene Weise *konstruiert* werden kann oder muß, wird von allen kompetenten Humanwissenschaftlern zugestanden. Was weniger gut begriffen wird, ist, daß die verwickelte methodologische Problematik schon im Objekt selbst begründet ist und daß der Wissenschaftler keineswegs dazu verdammt ist, zwischen Dogmatismus und Skeptizismus hin und her zu schwanken. Wie die Logik der Textinterpretation zeigt, gibt es eine *spezifische Mehrstimmigkeit* in der Sinndeutung des menschlichen Handelns. Aber auch das menschliche Handeln repräsentiert nur ein begrenztes Feld von möglichen Konstruktionen.

Ein Grundzug des menschlichen Handelns, der in der vorhergehenden Analyse noch nicht herausgearbeitet worden ist, kann eine interessante Verbindung zwischen der spezifischen Kontrapunktik des Textes und der analogen Kontrapunktik des menschlichen Handelns herstellen. Dieser Grundzug betrifft die Beziehung zwischen der Zweck- und der Motivationsdimension des Handelns. Wie viele Theoretiker

der neuen Handlungstheorie gezeigt haben, wird der Zielcharakter einer Handlung erst dann voll verständlich, wenn die Frage nach dem »was« durch eine Antwort auf die Frage »warum« erklärt werden kann. Ich *verstehe*, was du tun wolltest, wenn du mir *erklären* kannst, warum du eine so-und-so-geartete Handlung unternommen hast. Welche Antworten auf die Frage »warum« aber haben einen Sinn? Nur jene Antworten, die ein Motiv angeben, das als Grund (Begründung) für — — — (und nicht als eine Ursache) gelten kann. Und was ist ein Grund für — — —, der nicht zugleich Ursache ist? Es ist, in der Ausdrucksweise von E. Anscombe und A. I. Meldon, ein Ausdruck oder eine Redewendung, die uns die Handlung *als* diese oder jene qualifizieren läßt. Wenn du mir erklärst, daß du dieses oder jenes aus »Eifersucht« oder aus »Rache« getan hast, forderst du mich auf, deine Handlung im Sinne dieser Gefühle oder Neigungen zu kategorisieren. Oder anders gesagt, du forderst mich auf, deiner Handlung einen allgemein bekannten Sinn zu unterlegen. Du verlangst, sie verständlich zu machen für andere und für dich selbst. Dieser Versuch ist besonders dann nützlich, wenn der »Wertcharakter« unserer Wünsche demonstriert werden soll, wie E. Anscombe das nennt. Wünsche und Glaubensüberzeugungen gelten nicht nur als *Kräfte* (oder Zwänge), die die Menschen in dieser oder jener Weise handeln lassen, sondern sie rechtfertigen diese auch durch den Hinweis auf den Wert des damit verbundenen Gutes. Ich muß also die Frage stellen: *als* was möchtest du das? Auf der Grundlage dieses Wertcharakters und des sichtbaren, damit korrespondierenden Gutes ist es möglich, den Sinn einer Handlung zu *argumentieren*, für oder gegen diese oder jene Interpretation Stellung zu nehmen. Auf diese Weise läßt der Aufweis der Motive bereits eine Logik des Argumentationsverfahrens sichtbar werden. Können wir nicht sagen, daß das, was im menschlichen Handeln *konstruiert* werden kann (und muß), die Motivationsbasis der Handlung ist, d. h. jener Satz von Wertfiguren, die sie »erklären« können? Und könnten wir nicht sagen, daß der mit der Erklärung des Handelns durch Motive verbundene Prozeß der *Argumentation* jene Mehrstimmigkeit deutlich zu machen hat, die die Handlung so sehr dem Text ähnlich macht?

Was die Generalisierung des Konzeptes der Sinnfindung vom Fall des Textes auf den Fall der Handlung rechtfertigt, ist, daß ich in der Argumentation über den Sinn einer Handlung Distanz zu meinen Wünschen und Glaubensüberzeugungen gewinne und daß ich sie einer konkreten Dialektik der Auseinandersetzung mit gegensätzlichen Gesichtspunkten unterwerfe. Dieses In-die-Ferne-Rücken meiner Hand-

lung, um meinen eigenen Handlungen Sinn zu verleihen, ebnet nun den Weg für jene Art der Distanzierung, die auch in dem Prozeß der »sozialen *Notation*« von menschlichen Handlungen stattfindet, den man metaphorisch auch »Aufzeichnung« nennen kann. Die gleichen Handlungen, die in solchen »Aufzeichnungen« oder »Berichten« festgehalten werden und »weiterberichtet« werden, können wiederum auf verschiedene Weise *erklärt* werden – ganz der Mehrstimmigkeit der Argumente entsprechend, die ihren motivationellen Hintergrund erhellen.

Wenn wir eine konkrete Anwendung unseres Konzeptes der Sinnfindung (das wir als synonym mit dem Begriff des *Verstehens* definieren) auf die Handlungsdeutung versuchen wollen, dann müssen wir auch das Konzept der Validierung (in dem wir ein Äquivalent zum Konzept des *Erklärens* sahen) berücksichtigen. Auch hier gibt uns die moderne Handlungstheorie ein Bindeglied zwischen den Verfahren der Literaturkritik und denen der Sozialwissenschaften an die Hand. Einige dieser Theoretiker haben versucht, diesen Prozeß der Unterstellung und Zuschreibung von bestimmten Handlungen zu bestimmten Akteuren am Beispiel des Gerichtsverfahrens zu erläutern, bei dem ein Richter oder ein Tribunal verschiedene Entscheidungen in bezug auf einen Vertragsbruch oder ein Verbrechen gegeneinander abwägt. In einem ausgezeichneten Aufsatz, »The Ascription of Responsibility and Rights«, kann H. L. A. Hart auf sehr überzeugende Weise darlegen, daß das juristische Denken in keiner Weise nur darin besteht, allgemeinverbindliche Gesetze auf Einzelfälle anzuwenden, sondern daß stets einmalige, auf den einzelnen Fall bezogene Entscheidungen konstruiert werden.<sup>10</sup> Diese Entscheidungen beenden die sorgfältige Widerlegung der Rechtfertigungen und Argumente der Verteidigung, die eine Forderung oder Anklage »zu Fall bringen« könnten. Mit dieser Darstellung, daß menschliche Handlungen grundsätzlich »zu Fall gebracht« werden können und daß das juristische Denken als argumentativer Prozeß zu verstehen ist, der mit den verschiedenen Argumenten der Zurückweisung eines Anspruches oder einer Anklage zurecht kommen muß, hat Hart den Weg frei gemacht für eine allgemeine Theorie der Validierung, in der das juristische Denken das entscheidende Bindeglied zwischen der Validierung in der Literaturkritik und der Validierung in den Sozialwissenschaften bilden könnte. Die Zwischenstellung des juristischen Denkens zeigt klar, daß diese Verfahren der Validierung polemischen Charakter haben. Gegenüber dem Gericht wird die den Texten und Handlungen gemeinsame Mehrstimmigkeit in der Form eines Interpretationskonfliktes dargestellt; und noch die letzte



Interpretation ist ein Urteilspruch, gegen den Berufung eingelegt werden kann. Genau wie Gerichtsurteile können alle Interpretationen auf dem Gebiet der Literaturkritik und auf dem Gebiet der Sozialwissenschaften in Frage gestellt werden, und die Frage »Was kann einen Anspruch zu Fall bringen?« ist allen argumentativen Situationen gemeinsam. Allerdings gibt es im Gerichtswesen einen Punkt, wo keine weiteren Berufungsverfahren mehr möglich sind. Aber das ist nur der Fall, weil die Entscheidung des Richters mit Hilfe der staatlichen Gewalt durchgesetzt werden kann. Weder in der Literaturkritik noch in den Sozialwissenschaften gibt es ein solches letztes Wort. Oder wenn es eines gibt, dann sind die Regeln der wissenschaftlichen Interpretation verletzt worden.

### *b) Vom Erklären zum Verstehen*

In der gleichen Dialektik des Verstehens können neue Aspekte sichtbar werden, wenn wir den umgekehrten Weg gehen: vom Erklären zum Verstehen. Diese neue *Gestalt* der Dialektik ergibt sich aus der Bezugsfunktion des Textes. Diese Bezugsfunktion übersteigt, wie wir schon erläuterten, die nur ostentative Verweisung auf die dem Sprecher und Hörer gemeinsame dialogische Situation. Diese Abstraktion von der umgebenden Welt läßt zwei gegensätzliche Handlungen zu. Als Leser können wir in einem Zustand verharren, in dem jede Art eines konkreten Weltbezuges suspendiert bleibt; oder wir können die potentiellen nicht-ostentativen Bezüge des Textes in einer neuen Situation, in der des Lesers, zum Leben erwecken. Im ersten Fall behandeln wir den Text wie eine weltlose Erscheinung; im zweiten Fall schaffen wir einen neuen ostentativen Bezug durch die Art des »Vollzugs«, in der die Kunst des Lesens besteht. Diese zwei Möglichkeiten sind im Akt des Lesens jedoch gleicherweise impliziert, wenn sie in ihrem dialektischen Zusammenhang begriffen werden.

Der erste Weg des Lesens wird heute durch die verschiedenen *strukturalistischen* Schulen der Literaturkritik exemplifiziert. Ihr Ansatz ist nicht nur möglich, sondern auch legitim. Er geht von der Suspendierung, der *epoché*, der ostentativen Bezüge aus. Lesen heißt hier, diese Suspendierung von den ostentativen Bezügen zur Welt auszudehnen und sich selbst an die Stelle des Textes zu setzen, um innerhalb der Umzäunung dieses weltlosen Platzes zu bleiben. Dieser Entscheidung entsprechend hat der Text keine Außenbezüge mehr, er hat sozusagen nur noch eine Innenseite. Ohne Zweifel, die Konstitution des Textes als eines Textes und des Systems der Texte als Literatur erlaubt diese Umdeutung eines literarischen Gegenstandes in ein geschlossenes Zei-

chensystem – ähnlich dem geschlossenen System, das die Phonologie als die Grundlage des Diskurses aufdeckte, und das de Saussure »*la langue*« nannte. Literatur wird, nach dieser Arbeitshypothese, zu einem *Analogon* von »*la langue*«.

Auf der Grundlage dieser Abstraktion kann eine neue Art von Verstehenseinstellung gegenüber dem literarischen Gegenstand erreicht werden, die – im Gegensatz zur Erwartung Diltheys – nicht mehr den Naturwissenschaften, d. h. einem sprachfremden Wissensbereich, entlehnt ist. Der Gegensatz von *Natur* und *Geist* wird hier nicht mehr als entscheidend angesehen. Wenn hier ein Denkmodell angewandt wird, dann kommt es aus dem gleichen Bereich, aus dem semiologischen Bereich. Es ist daher möglich, Texte entsprechend den Elementarregeln der Linguistik zu interpretieren, die diese mit großem Erfolg auf die Analyse von elementaren Zeichensystemen, wie sie dem Sprachgebrauch zugrundeliegen, angewandt hat. Wir haben von der Genfer Schule, der Prager und der Dänischen Schule gelernt<sup>11</sup>, daß es stets möglich ist, *Systeme* von *Prozessen* zu abstrahieren und diese Systeme – ob sie nun phonetischer, lexikalischer oder syntaktischer Art sind – auf Einheiten zu beziehen, die nur durch ihren Gegensatz zu anderen Einheiten im gleichen System definiert sind. Dieser wechselseitige Zusammenhang von unterschiedlichen Einheiten innerhalb einer begrenzten Reihe solcher Einheiten definiert den Begriff der Struktur in der Linguistik.

Dieses strukturelle Modell wird nun auf *Texte* angewandt, d. h. auf Zeichenfolgen, die länger als ein Satz sind, der ja die letzte Einheit ist, die die Linguisten in Betracht ziehen. In seiner »*Anthropologie Structurale*« formuliert Claude Lévi-Strauss seine Arbeitshypothese in bezug auf eine Kategorie von Texten, von Mythen nämlich, folgendermaßen: »Wie jede andere linguistische Einheit setzt sich ein Mythos aus verschiedenen konstitutiven Einheiten zusammen. Diese konstitutiven Einheiten implizieren das Vorhandensein von jenen Einheiten, die in jeder Sprachstruktur vorkommen, nämlich von Phonemen, Morphemen und Semantemen. Jede dieser Formen unterscheidet sich von der vorhergehenden durch einen höheren Grad der Komplexität. Aus diesem Grunde wollen wir die Elemente, die sinnvollerweise als Mythen anzusprechen sind (und die die komplexesten aller Einheiten sind), »große konstitutive Einheiten« nennen.«<sup>12</sup> Mit Hilfe dieser Arbeitshypothese können diese großen Einheiten, die zumindest dieselbe Größe wie ein Satz haben und die zusammengenommen die Fabel des Mythos erzählen, nach den gleichen Regeln analysiert werden wie die kleinsten Einheiten, die der Linguistik wohlvertraut sind.

Um diese Ähnlichkeit zu betonen, spricht Claude Lévi-Strauss auch von Mythemen – genauso wie wir von Phonemen, Morphemen und Semantemen sprechen. Um im Rahmen dieser Analogie von den Mythemen und den Einheiten niedrigeren Grades zu bleiben, muß der Textanalytiker die gleiche Art der Abstraktion vollziehen wie sie von den Phonologen praktiziert wird. Für die letzteren ist das Phonem nicht ein konkreter Ton, in seinem absoluten Sinn einer akustischen Qualität verstanden. Er ist nicht, um mit de Saussure zu sprechen, eine »Substanz«, sondern eine »Form«, d. h. ein Wechselspiel von Beziehungen. Ähnlich ist ein Mythem nicht ein einzelner herausgelöster Satz eines Mythos, sondern ein Kontrapunkt innerhalb eines »Bündels von Beziehungen«, wie Lévi-Strauss es nennt. »Nur in der Kombination solcher Bündel haben die konstitutiven Einheiten eine Bedeutungsfunktion.« (S. 234) Was hier »Bedeutungsfunktion« genannt wird, ist keineswegs das, was der Mythos meint, nämlich sein philosophischer oder existentieller Gehalt oder seine Idee, sondern das Arrangement, die Anordnung der Mytheme, kurz die Struktur des Mythos.

Wir können in der Tat behaupten, damit einen *Mythos* erklärt zu haben, aber wir haben ihn nicht interpretiert. Wir können mit Hilfe der strukturalen Analyse die Logik dieses Mythos herauspräparieren, die Operationen, durch die die verschiedenen Bündel von Beziehungen miteinander verbunden sind. Diese Logik konstituiert das »strukturelle Gesetz des analysierten Mythos« (S. 241). Dieses Gesetz ist vor allem ein Gegenstand des Lesens, keineswegs aber des Sprechens – im Sinne einer Rezitation, durch die die Kraft des Mythos in einer bestimmten Situation wiedererweckt werden soll. Hier ist der Text nur ein Text, gerade dank der Suspendierung seiner Bedeutung für uns, dank der Vermeidung seiner Aktualisierung durch den gegenwärtigen Redeakt.

Ich möchte nun zeigen, wie das *Erklären* auf dem *Verstehen* aufgebaut ist und wie es auf diese Weise zu jener inneren Dialektik kommt, in der die »Interpretation« als Ganzes besteht. In Wirklichkeit bescheidet sich nämlich niemand mit einem so formalen Begriff des Mythos und der Fabel, wie die strukturalistische Algebra der konstitutiven Einheiten dies vorschreibt. Das kann auf verschiedene Weise gezeigt werden. Erstens sind selbst in der höchst formalistischen Darstellung der Mythen durch Lévi-Strauss die Analyseeinheiten, welche er »Mytheme« nennt, als Sätze mit einem bestimmten Sinngehalt und bestimmten Bezügen formuliert. Kann jemand behaupten, daß ihr Sinngehalt als solcher neutralisiert wird, wenn sie begrifflich als ein »Bün-

del von Beziehungen« gefaßt werden, die allein für eine »Logik« des Mythos relevant seien? Selbst dieses Bündel von Beziehungen muß nämlich in der Form eines Satzes festgehalten werden. Schließlich würde diese Art von Sprachspiel mit seinem ganzen System von Gegensätzen und Kombinationen jeden erkennbaren Sinn verlieren, wenn die Gegensätze selbst, die nach Lévi-Strauss im Mythos miteinander vermittelt werden, keine sinnvollen Gegensätze wie Geburt und Tod, hell und dunkel, Eros und Logos wären. Wenn es diese existentiellen Konflikte nicht gäbe, gäbe es keine zu vermittelnden Widersprüche und der Mythos hätte keine logische Funktion als Lösungsversuch dieser Widersprüche. Die strukturelle Analyse schließt die gegenteilige Hypothese, daß der Mythos einen Sinngehalt als Ursprungsfabel habe, nicht aus, sondern sie setzt sie gerade voraus. Die strukturelle Analyse unterdrückt nur diese Funktion. Aber sie kann sie nicht unterdrücken. Der Mythos würde noch nicht einmal als logischer Operator fungieren, wenn die Aussagen, die er miteinander verbindet, nicht auf eine Grenzsituation hinweisen würden. Die strukturelle Analyse, die weit davon entfernt ist, mit dieser radikalen Frage fertig zu werden, verlagert sie nur auf eine höhere Ebene.

Wenn es so ist, könnten wir dann nicht sagen, daß die Funktion der strukturalen Analyse darin besteht, von einer bloßen Oberflächen-Semantik, der nämlich des erzählten Mythos, zu einer Tiefen-Semantik zu führen, der nämlich der Grenzsituationen, die den letzten Bezug des Mythos bilden? Ich glaube wirklich, daß die strukturelle Analyse auf ein steriles Spiel, auf eine algebraische Zerlegung hinausliefe, wenn dies nicht ihre eigentliche Funktion wäre. Und selbst der Mythos würde jener Funktion beraubt, die ihm Lévi-Strauss zuschreibt, nämlich der, den Menschen bestimmte Gegensätze bewußt zu machen und sie auf ihre Vermittlung hinzulenken. Diesen Bezug auf die *Aporien* der Existenz, um die das mythische Denken kreist, auszuschalten, würde die Theorie des Mythos zu einem Nekrolog des sinnlosen Diskurses der Menschheit machen. Wenn wir hingegen die strukturelle Analyse als eine Zwischenstufe – und zwar als eine notwendige Stufe – zwischen der naiven und der kritischen Interpretation, zwischen Oberflächen- und Tiefen-Interpretation ansehen, dann wäre es möglich, das Erklären und das Verstehen als die zwei Pfeiler eines beide verbindenden *hermeneutischen Bogens* zu betrachten. Es ist gerade diese Tiefen-Semantik, die den eigentlichen Gegenstand des Verstehens darstellt und die eine bestimmte Affinität zwischen dem Leser und der Art von Dingen voraussetzt, von denen der Text handelt.

Wir sollten uns aber durch diese Behauptung einer persönlichen

Affinität nicht verführen lassen. Die Tiefensemantik des Textes ist nicht das, was der Autor selbst zum Ausdruck bringen wollte, sondern es ist das, von dem der Text handelt, d. h. er handelt von den nicht-ostentativen Bezügen des Textes. Und der nicht-ostentative Bezug des Textes ist jene Welt, die von der Tiefensemantik des Textes erschlossen werden kann. Was wir deshalb verstehen wollen, ist nicht etwas *hinter* dem Text, sondern etwas, was offen zu Tage liegt. Was verstanden werden soll, ist nicht die ursprüngliche Situation des Diskurses, sondern der Verweis auf eine mögliche Welt. Verstehen hat nur wenig zu tun mit dem Autor und seiner Situation. Es möchte die durch den Text eröffneten Weltdeutungen begreifen. Einen Text verstehen heißt, seiner Bewegung vom Sinn zum Bezug, von dem, was er sagt, zu dem, wovon er handelt, folgen. In diesem Prozeß kann die *Vermittler*rolle der strukturalen Analyse sowohl der Rechtfertigung dieses objektiven Ansatzes wie der Korrektur des subjektiven Ansatzes dienen. Wir werden dann endgültig davor bewahrt, das Verstehen mit irgendeiner Art von intuitivem Errahnen der dem Text unterliegenden Intention zu verwechseln. Was wir über die Tiefensemantik, zu der die strukturale Analyse führt, gesagt haben, läßt uns den Sinn eines Textes gerade in seinem Aufforderungscharakter suchen, in der Aufforderung nämlich, den Text als Ausgangspunkt einer neuen Weltsicht zu nehmen und in einer bestimmten Weise zu denken.

Nur so hat der Bezug auf die Tiefensemantik einen Sinn. Der Text spricht von einer möglichen Welt und von einer möglichen Weise der Orientierung in ihr. Die Dimensionen dieser Welt werden durch den Text eröffnet und bewußt gemacht. Diese Offenlegung ist das Äquivalent in der geschriebenen Sprache zum ostentativen Bezug in der gesprochenen Sprache. Wenn wir deshalb die Sprache der romantizistischen Hermeneutik, die von der Überwindung der Distanz, vom Zueigen-machen, von der Annäherung des Entfernten, Fremden spricht, beibehalten wollen, kann das nur möglich sein, wenn wir ein wichtiges Korrektiv einführen. Das, was wir uns zu eigen machen – was wir uns *aneignen* –, ist nicht eine fremde Erfahrung, sondern es ist ein Ergebnis unserer Bemühung, eine in den Bezügen des Textes angedeutete Welt ins Bewußtsein zu heben. Dieser Zusammenhang von Entschlüsselung und Aneignung ist, für meinen Begriff, der Angelpunkt einer Hermeneutik, die einerseits die Einseitigkeiten des Historismus überwinden kann und die andererseits der ursprünglichen Intention von Schleiermachers Hermeneutik treu bleiben will. Einen Autor besser zu verstehen, als er sich verstanden hat, heißt, die in seinem Diskurs eingeschlossenen Bewußtseinskkräfte über den Horizont seiner eigenen

existentiellen Erfahrung hinaus zu entfalten. Der Prozeß der Distanzierung, der Entzeitlichung, den wir mit dem Begriff der *Erklärung* verbunden haben, ist die grundlegende Vorbedingung für diese Erweiterung des Texthorizontes. Diese zweite Figuration oder *Gestalt* der Dialektik zwischen Erklären und Verstehen hat streng paradigmatischen Charakter für den ganzen Bereich der Humanwissenschaften. Ich möchte hier besonders drei Punkte hervorheben.

Erstens kann das strukturelle Modell, das als Paradigma der Erklärung definiert worden ist, von einer Analyse von Texteinheiten auf die Analyse der sozialen Phänomene selbst ausgedehnt werden. Denn es ist in seiner Anwendung nicht auf linguistische Zeichen begrenzt, sondern ist auf alle Arten von Zeichen anwendbar, die in Analogie zu den linguistischen Zeichen zu begreifen sind. Die Verbindung zwischen dem Modell des Textes und den sozialen Phänomenen wird durch den Begriff des semiologischen Systems hergestellt. Ein linguistisches System ist, vom Standpunkt der Semiologie aus gesehen, nur eine Unterart der semiotischen Gattung – auch wenn dieses als Paradigma der anderen Spezies der Gattung gilt. Wir können deshalb davon ausgehen, daß ein strukturelles Modell der Erklärung insoweit verallgemeinert werden kann, als allen sozialen Phänomenen ein semiologischer Charakter zugeschrieben werden kann, d. h. insoweit es möglich ist, die typischen Beziehungen eines semiologischen Systems auf den verschiedenen Ebenen zu definieren: die allgemeine Beziehung zwischen Kode und Mitteilung, die Beziehungen zwischen den speziellen Untereinheiten des Kodes, die Beziehung zwischen dem Zeichengeber und dem Bezeichneten, die typische Beziehung innerhalb der und zwischen den sozialen Mitteilungen, die Struktur der Kommunikation als eines Austausches von Mitteilungen usw. Insoweit das semiologische Modell anwendbar ist, stellt die semiotische oder symbolische Funktion, d. h. die Funktion der Substitution von Zeichen für Dinge und der Repräsentation von Dingen durch Zeichen, mehr als einen nur sekundären Effekt des sozialen Lebens dar. Sie ist geradezu seine eigentliche Grundlage. Entsprechend dieser generellen Funktion des Semiotischen müssen wir davon ausgehen, nicht nur daß die symbolische Funktion sozial ist, sondern daß die soziale Wirklichkeit von Grund auf symbolisch ist.

Wenn wir diesen Gedanken weiterverfolgen, dann scheint die Art der Erklärung, die im strukturalen Modell impliziert ist, sich vom klassischen Kausal-Modell grundsätzlich zu unterscheiden – besonders wenn die Kausalität im Humeschen Sinn verstanden wird als eine regelmäßige Abfolge von vorausgehenden und nachfolgenden Ereignissen.

nissen, ohne innere logische Verbindung zwischen diesen. Strukturelle Systeme implizieren Beziehungen einer ganz anderen Art, eher korrelative als konsekutive Beziehungen. Wenn das aber richtig ist, dann verliert der alte Streit über Motive und Ursachen, der die Handlungstheorie der letzten Jahrzehnte so schwer belastet hat, seine Bedeutung. Wenn die Aufdeckung von Korrelationen innerhalb semiotischer Systeme die Hauptaufgabe der Erklärung ist, dann müssen wir das Problem der Motivation von sozialen Gruppen neu formulieren. Aber es ist nicht das Ziel dieses Aufsatzes, diese Implikation weiter auszuarbeiten.

Der zweite paradigmatische Faktor in unserem Konzept der Textinterpretation geht von der Rolle der Tiefensemantik aus, die wir ihr als Verbindung zwischen der strukturalen Analyse und der (naiven) Aneignung zugeschrieben haben. Diese Vermittlungsfunktion der Tiefensemantik darf nicht übersehen werden, wenn der psychologische und subjektive Charakter der »Aneignung« vermieden werden soll; ihre genuin epistemologische Funktion würde damit verfehlt. Gibt es so etwas Ähnliches wie die Tiefen-Semantik des Textes auch bei der Interpretation sozialer Phänomene? Ich glaube sagen zu können, daß die Suche nach Korrelationen innerhalb und zwischen sozialen Phänomenen, welche als semiotische Einheiten betrachtet werden, jeden Sinn verlieren würde, wenn es nicht etwas *Ähnliches* wie eine Tiefen-Semantik auf dem Gebiet der Sozialwissenschaften gäbe. In derselben Weise wie Sprachspiele Formen des Lebens sind – nach dem berühmten Aphorismus von Wittgenstein –, sind soziale Strukturen ebenfalls Versuche, mit den existentiellen Ängsten, Schwierigkeiten und tiefverwurzelten Konflikten fertig zu werden. In diesem Sinne haben diese Strukturen ebenfalls eine Verweisungsfunktion. Sie verweisen auf die *Aporien* der sozialen Existenz, auf die gleichen Aporien, um die das mythische Denken kreist. Und diese analoge Funktion der Verweisung hat die gleichen Züge, die wir dem nicht-ostentativen Bezug eines Textes zugeschrieben haben, d. h. die Entfaltung einer *Welt*, die nicht mehr nur *Umwelt* ist, der Entwurf einer Welt, die mehr ist als eine bloße Situation. Können wir nicht sagen, daß wir auch in den Sozialwissenschaften *mit Hilfe* der strukturalen Analyse fortschreiten von naiven zu kritischen Interpretationen, von Oberflächen-Interpretationen zu Tiefen-Interpretationen? Und es ist die Tiefen-Interpretation, die dem ganzen Prozeß erst seinen Sinn gibt.

Dieser Gedanke nun führt uns zu unserem dritten und letzten Punkt. Wenn wir das Paradigma der Dialektik von Erklären und Verstehen zu Ende denken, dann müssen wir annehmen, daß die sinnhaften

Strukturen, die von einer Tiefen-Interpretation aufgedeckt werden sollen, nicht ohne eine Art persönlicher Bindung verstanden werden können – ähnlich dem Leser, der sich die Tiefen-Semantik eines Textes erschließt und sie sich »aneignet«. Jeder kennt die Einwände, denen eine Ausdehnung dieses Konzeptes der »Aneignung« auf die Sozialwissenschaften ausgesetzt ist. Wird damit nicht dem Eindringen persönlicher Vorurteile und subjektiver Verzerrungen Tür und Tor geöffnet? Werden damit nicht alle die Paradoxa des hermeneutischen Zirkels in die Humanwissenschaften eingeführt? Mit anderen Worten: zerstört nicht gerade das Paradigma der »Entschlüsselung« *zusammen* mit dem der »Aneignung« den eigentlichen Begriff der Humanwissenschaften? Die Art und Weise, wie wir diese beiden Konzepte im Rahmen der Textinterpretation eingeführt haben, bietet uns jedoch nicht nur ein paradigmatisches Problem, sondern auch eine paradigmatische Lösung. Diese Lösung besteht nicht darin, die Rolle der persönlichen Bindung im Verstehen menschlicher Phänomene zu leugnen, sondern sie zu qualifizieren. Wie das Modell der Textinterpretation zeigt, hat Verstehen nichts zu tun mit einem *unmittelbaren* Begreifen fremdseelischen Lebens oder einer *emotionalen* Identifikation mit einem geistigen Gehalt. Das Verstehen ist durch und durch *vermittelt* durch den ganzen Komplex der explanatorischen Verfahren, die ihm vorausgehen und die es begleiten. Das Pendant dieser persönlichen Aneignung ist nicht irgendein *Gefühl*, sondern es ist der dynamische Sinn, der durch die Erklärung freigesetzt wird und den wir früher als den Bezug des Textes definierten, d. h. die Fähigkeit, eine Welt zu erschließen. Der paradigmatische Charakter der Textinterpretation muß bis in seine letzte Implikation ausgearbeitet werden. Das heißt, daß die Bedingungen einer authentischen Aneignung, wie sie anhand eines Textes erkennbar werden, selbst paradigmatischen Charakter tragen. Deshalb dürfen wir den letzten Akt der persönlichen Bindung aus dem Zusammenhang der objektiven und explanatorischen Verfahren, die sie vermitteln, nicht ausschließen. Diese Modifikation des Begriffs der persönlichen Bindung kann den »hermeneutischen Zirkel« nicht beseitigen. Dieser Zirkel bleibt eine unausweichliche Strukturbedingung des Wissens, insoweit es menschliche Angelegenheiten betrifft; aber diese Modifikation bewahrt ihn davor, ein *Circulus vitiosus* zu werden. Im Grunde besteht der »hermeneutische Zirkel« in nichts anderem als in der dargestellten Beziehung von Erklären und Verstehen und von Verstehen und Erklären.